



Fluch oder Segen?

Das Leben mit einem hochbegabten Kind

Renate Eichenberger

Renate Eichenberger

Fluch oder Segen?

Das Leben mit einem hochbegabten Kind

Copyright: © 2014 Renate Eichenberger

Lektorat: Erik Kinting, buchlektorat.net

Umschlaggestaltung: Erik Kinting mit Kurt Meier, studioart.ch

Foto: Kurt Meier

Collage auf Umschlag: Bastian Eichenberger

Verlag: tredition GmbH, Hamburg

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhalt

Vorwort

Vorwort von Susanna Pap, Bastians Privatlehrerin

Prolog

13 Jahre 10 Monate

Geburt

Die ersten Tage zu Hause

2 Wochen

3 Wochen

4 Wochen

5 Wochen

6 Wochen

7 Wochen

2 Monate

3 Monate

4 Monate

5 Monate

6 Monate

7 Monate

9 Monate

1 Jahr

1 Jahr 1 Monat

1 Jahr 2 Monate

1 Jahr 3 Monate

1 Jahr 4 Monate

1 Jahr 6 Monate

1 Jahr 9 Monate

2 Jahre

2 Jahre 5 Monate

2 Jahre 6 Monate

2 Jahre 7 Monate

2 Jahre 8 Monate

2 Jahre 9 Monate
3 Jahre
3 Jahre 1 Monat
3 Jahre 2 Monate
3 Jahre 3 Monate
3 Jahre 4 Monate
3 Jahre 8 Monate
3 Jahre 9 Monate
3 Jahre 10 Monate
3 Jahre 11 Monate
4 Jahre
4 Jahre 3 Monate
4 Jahre 4 Monate
4 Jahre 6 Monate
4 Jahre 7 Monate
4 Jahre 8 Monate
4 Jahre 9 Monate
4 Jahre 10 Monate
4 Jahre 11 Monate
5 Jahre
5 Jahre 1 Monat
5 Jahre 2 Monate
5 Jahre 3 Monate
5 Jahre 4 Monate
5 Jahre 5 Monate
5 Jahre 6 Monate
5 Jahre 7 Monate
5 Jahre 9 Monate
5 Jahre 10 Monate
5 Jahre 11 Monate
6 Jahre
6 Jahre 1 Monat
6 Jahre 2 Monate
6 Jahre 3 Monate

6 Jahre 4 Monate
6 Jahre 5 Monate
6 Jahre 7 Monate
6 Jahre 8 Monate
6 Jahre 9 Monate
6 Jahre 10 Monate
6 Jahre 11 Monate
7 Jahre
7 Jahre 1 Monat
7 Jahre 2 Monate
7 Jahre 3 Monate
7 Jahre 4 Monate
7 Jahre 5 Monate
7 Jahre 6 Monate
7 Jahre 9 Monate
7 Jahre 10 Monate
7 Jahre 11 Monate
8 Jahre
8 Jahre 1 Monat
8 Jahre 2 Monate
8 Jahre 3 Monate
8 Jahre 4 Monate
8 Jahre 5 Monate
8 Jahre 6 Monate
8 Jahre 7 Monate
8 Jahre 8 Monate
8 Jahre 9 Monate
8 Jahre 10 Monate
8 Jahre 11 Monate
9 Jahre
9 Jahre 1 Monat
9 Jahre 2 Monate
9 Jahre 3 Monate
9 Jahre 5 Monate

9 Jahre 6 Monate
9 Jahre 7 Monate
9 Jahre 10 Monate
9 Jahre 11 Monate
10 Jahre
10 Jahre 6 Monate
10 Jahre 8 Monate
10 Jahre 9 Monate
10 Jahre 11 Monate
11 Jahre
11 Jahre 2 Monate
11 Jahre 3 Monate
11 Jahre 4 Monate
11 Jahre 5 Monate
11 Jahre 6 Monate
11 Jahre 7 Monate
11 Jahre 8 Monate
11 Jahre 9 Monate
11 Jahre 10 Monate
11 Jahre 11 Monate
12 Jahre
12 Jahre 1 Monat
12 Jahre 2 Monate
12 Jahre 3 Monate
12 Jahre 4 Monate
12 Jahre 5 Monate
12 Jahre 6 Monate
12 Jahre 8 Monate
12 Jahre 9 Monate
12 Jahre 10 Monate
12 Jahre 11 Monate
13 Jahre
15. August 2013 — Übergabe der Noten
13 Jahre 1 Monat

13 Jahre 2 Monate
13 Jahre 3 Monate
13 Jahre 5 Monate
13 Jahre 6 Monate
13 Jahre 7 Monate
13 Jahre 8 Monate
13 Jahre 10 Monate
Epilog
Die Autorin

Vorwort

In den letzten Jahren häuften sich die Nachfragen, was mein Sohn im Leben so mache und wie es ihm gehe. Dies motivierte mich dazu, Bastians Geschichte niederzuschreiben.

Ich widme dieses Buch den zwei wichtigsten Personen in meinem Leben: meinem Ehemann und meinem Sohn. Was haben wir in den letzten Jahren nicht alles gemeinsam durchgemacht!

Mein Mann Manuel — Tausende von Stunden haben wir uns in den letzten Jahren mit unserem Sohn und seiner Hochbegabung auseinandergesetzt. Manuel hat zugehört, Geduld gehabt, Nerven gezeigt, wenn meine schon lange blank lagen, und mich in meinen Entscheidungen immer unterstützt.

Mein Sohn Bastian — er, der mir den Grund gab dieses Buch zu schreiben und mit seiner Hochbegabung im Leben zurechtkommen muss. Dabei hat er mir immer wieder gezeigt, wie glücklich er ist, dass ich ihn auf seinem steinigen Weg unterstütze.

Die folgende Geschichte ließ mich in den letzten Jahren alle Gefühlslagen erleben. Sie hat mich geprägt, gequält, aber auch amüsiert. Herzlichen Dank, Manuel und Bastian, dass ich dieses Buch schreiben durfte.

Der Inhalt dieses Buches ist eine Nacherzählung des Lebens meines Sohnes. Ich erzähle die Geschichte aus meiner Perspektive — so, wie ich die Situationen als Mutter erlebt habe. Alle Namen — außer denen meines Sohnes, meines Mannes und meinem — wurden geändert.

Die meisten Zitate wurden aus dem Schweizerdeutschen ins Hochdeutsche übersetzt.

Rückmeldungen sind willkommen unter: renate@eichenbergers.ch.

Ich freue mich auf Ihr Feedback und grüße Sie herzlich.

Renate Eichenberger

Vorwort von Susanna Pap, Bastians Privatlehrerin

Kürzlich führte ich mit einem Schüler das folgende Gespräch:

Frau Pap, gibt es eigentlich heutzutage noch richtige Helden? — Ja, aber sie sind sehr selten, wahrscheinlich waren sie das immer. Die meisten sehen übrigens nicht aus wie Herkules, manchmal sind sie sogar ziemlich klein. — So wie Yoda aus Star Wars? — Ja genau, ein grosser Geist kann eben auch in einem kleinen Körper stecken.

Ein hochbegabtes Kind, für das es keinen Platz zu geben scheint in unserer Gesellschaft, das zeitweise zu zerbrechen droht an der Sturheit und Beschränktheit unserer Systeme, Eltern, die an den Rand der Verzweiflung getrieben werden, aber auch eine unglaubliche Stärke, mit der diese Familie diese spezielle Herausforderung meistert ... Die Schule ist für ein solches Kind eine Art Folter — *sterben vor Langeweile* wird von einer rhetorischen Floskel zur reellen Gefahr. Dies alles wirft einen Schatten auf die Idee der allgemeinen Schulpflicht, die hierzulande kaum diskutiert wird. Dabei gäbe es, gerade in Fällen von besonderer Begabung, durchaus andere Möglichkeiten.

Was haben Thomas Edison, Leonhard Euler, Blaise Pascal und Pierre Curie — um nur einige wenige zu nennen — gemeinsam? **Sie gingen nicht zur Schule!**

Der Entdeckergeist und das kreative Denken gehen verloren im routinemässigen Lehrbetrieb.

Albert Einstein

In England, USA und Australien besteht statt der Schulpflicht eine Bildungspflicht. Die Eltern müssen nachweisen, dass sie ihren Kindern eine angemessene Bildung zukommen lassen — wie sie das tun, ist ihnen überlassen. In unserem Land hingegen richtet sich alles nach einer von Bürokraten definierten Norm. Wer nicht hineinpasst wird zurechtgestutzt.

Dies ist die Geschichte von einem, der sich nicht zurechtstutzen lässt. Sie ist noch lange nicht zu Ende.

Viel Glück, kleiner Held!

Prolog

Liebe Leserin, lieber Leser. Was tun Sie, wenn Ihnen der Magen knurrt? Essen. — Was, wenn Ihnen die Augen im Stehen zufallen? Schlafen. — Wenn Sie Schmerzen haben? Zum Arzt gehen und Medikamente schlucken. — Was geschieht, wenn Sie diese Bedürfnisse nicht stillen? Es geht Ihnen nicht gut. Sie fühlen sich unwohl.

Was meinen Sie, wie es Menschen geht, die die Gabe haben in einzelnen oder mehreren Gebieten problemlos zu lernen, zu speichern, zu kombinieren, wenn sie nicht lernen beziehungsweise sich kein Wissen aneignen dürfen? Genau: Es geht ihnen nicht gut. Sie fühlen sich unwohl.

Ich spreche von hochbegabten Menschen. Sie gehören nicht ins Bild unserer Gesellschaft. Sie sind eine Randgruppe. Sie stehen abseits. Man grenzt sie aus. Viele von uns können nur schwer akzeptieren, wenn uns jemand im Denken einen Schritt voraus ist. Hochbegabte Menschen leiden in unserer Gesellschaft sehr stark unter vielen Vorurteilen, die über sie erzählt werden. Streber seien sie oder würden mit ihrem Wissen prahlen. Sie gelten als Personen, die angetrieben werden. Leute, die sich nichts gönnen. Das Lernen stehe immer im Vordergrund.

Ist dem wirklich so? Oder könnte es sein, dass der Kopf, das Gehirn von begabten Menschen einfach nur nach Nahrung, also nach Wissen verlangt?

Und was ist mit dem Know-how, mit dem unglaublichen Wissen und Potenzial dieser Menschen? Was ist mit ihren schier unbegrenzten Fähigkeiten? Wollen wir all das brachliegen lassen? Sollten wir es uns nicht zunutze machen, über unseren Schatten springen und als Eltern, Verwandte, Vorgesetzter oder Lehrer akzeptieren, wenn jüngere, weniger ausgebildete, weniger erfahrene Personen schon über mehr Wissen verfügen? Es ist keine Schmach, keine Niederlage, wenn man *weniger weiß*. Es ist eine tolle Fähigkeit, in der Lage zu sein, die Stärken anderer zu sehen und diese zu nutzen. Ich weiß, dass vieles im Zusammenhang mit dem Thema *Hochbegabung* unerklärlich, unbegreiflich und unrealistisch erscheint.

Vieles habe ich als Mutter eines hochbegabten Sohnes in den letzten Jahren miterlebt, durchgemacht und gelernt. Diese Erfahrungen möchte ich teilen und vielleicht können auch Sie etwas lernen?

Auf den folgenden Seiten tauchen Sie ein, in die ersten Lebensjahre eines außergewöhnlichen und doch gewöhnlichen Jungen. Viel Spaß!

13 Jahre 10 Monate

Bastian ist dreizehn Jahre und zehn Monate alt, liebt Judo, Golf, Boxen, Curling und Tennis sowie das Klavierspiel. Er ministriert, ist Mitglied der Jugendfeuerwehr, hat ein unglaublich breites Allgemeinwissen, spricht acht Sprachen — Deutsch, Englisch, Chinesisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Rätoromanisch und Latein — hat bereits den größten Teil der britischen Matura (Abitur) abgeschlossen und bereitet sich derzeit auf seine letzten Prüfungen in Biologie für den schulischen Abschluss vor. Doch wie kam es dazu?

Geburt

Montag, 24. Juli 2000, 20.17 Uhr. Ein Junge erblickte das Licht der Welt — unser Sohn Bastian.

Begonnen hatte alles schon ungefähr zehn Monate früher — in Paris. Doch die Details hierzu erspare ich Ihnen. Nur soviel: der Geburt voraus ging eine unkomplizierte, schöne und spannende Schwangerschaft. Ich hatte das ungeheure Glück und Privileg, dass ich die vorgeburtliche Zeit dem Ungeborenen und mir widmen durfte, ohne irgendeinem Berufsstress ausgesetzt gewesen zu sein. Ich hatte meinen Job als kaufmännische Angestellte im dritten Schwangerschaftsmonat an den Nagel gehängt und unterrichtete nur noch ein paar Schwimmstunden. So entstand eine enge Bindung zwischen meinem *Bauch* und mir.

Ich wusste lange Zeit nichts von der Schwangerschaft. Ich ahnte es, aber es gab keine Beweise. Ich wurde unmittelbar nach dem Absetzen der Pille schwanger. Schwangerschaftstests zeigten nie einen positiven Befund und mein Frauenarzt erklärte mich bei meinem ersten Besuch, ungefähr vier Wochen nach dem Ausbleiben der Periode, für paranoid. Er erklärte mir — ohne eine Untersuchung zu machen — dass es üblich sei, dass Blutungen nach dem Absetzen der Pille ausbleiben würden. Ich solle mir darüber keine Gedanken machen. Doch wer spürt besser als eine Frau, dass sich in ihrem Körper etwas verändert?

Nachdem sich nach drei Monaten immer noch keine Periode eingestellt hatte und sich weiter kein Schwangerschaftstest entsprechend verfärbte, suchte ich Dr. Meierhans ein weiteres Mal auf. Er meinte, dass wir wohl einmal einen Ultraschall machen sollten, denn drei Monate ohne Blutungen seien nun doch etwas lang. Und was entdeckte er auf dem Bildschirm? Er sah ganz deutlich ein menschliches Wesen in meinem Bauch. — Ich war im dritten Monat schwanger!

Errechneter Geburtstermin war Mitte Juli 2000. Herr Meierhans war zu dieser Zeit in den Ferien und ließ alle ärztlichen Unterlagen seinem Stellvertreter zukommen. Er war fest davon überzeugt, dass unser noch geschlechtsneutrales Kind termingerecht das Licht der Welt erblicken würde. Doch für den Fall, dass es anders kommen sollte, vereinbarten der Gynäkologe und ich einen erneuten Untersuchungstermin gleich nach seiner Rückkehr. Diesen nahm ich tatsächlich noch wahr, denn unser Nachwuchs ließ sich Zeit — viel Zeit.

Es war der 24. Juli 2000. Der Himmel versprach einen wunderschönen, lauwarmen Sommertag. Der Arzttermin war auf neun Uhr angesetzt. Ich erwachte früh an diesem Morgen und entschied mich deshalb, den Weg von unserem Wohnort Oberwil zum Arzt zu Fuß zurückzulegen. Oberwil liegt in der Schweiz, im Kanton Basel- Landschaft und gehört zur Agglomeration Basel. Mit einem Umweg spazierte ich gute zwei Stunden. Bei meiner Ankunft in der Arztpraxis herrschte großes Staunen, denn man hatte nicht erwartet, mich noch einmal mit einem dicken Bauch zu sehen.

Man glaubte mir auch nicht, dass es mir ausgezeichnet ging und ich zu Fuß gekommen war.

Herr Meierhans untersuchte mich und meinte, es sei nun wohl an der Zeit, dass wir *etwas nachhelfen* müssten. Er gab mir ein Zäpfchen, das die Geburt einleiten sollte. Ich erkundigte mich, wie lange es nun voraussichtlich dauern würde, bis die Wehen einsetzten. —Ungefähr 24 Stunden.

Ich informierte meinen 80 Kilometer entfernt arbeitenden Ehemann — er arbeitete zu jener Zeit als Betriebsökonom in einer Großbank — und stellte mich auf einen geruhsamen Nachmittag ein. Auf dem Weg nach Hause machte ich mir Gedanken, wie ich die letzten Stunden ohne Verpflichtungen genießen wollte. Während dieser Gedanken meldete sich der Hunger und so entschied ich kurzerhand im nächsten Laden einen Zwischenstopp einzulegen. Ich hatte unwahrscheinlich Appetit auf *Sulzpastete* — die kleinen Pastetchen mit viel Füllung und Teig.

Im Laden und auf dem weiteren Fußmarsch begann es in meinem Unterleib zu ziehen. Zu Hause verstärkte sich dieser Zug und wurde schließlich zu einem Schmerz. Waren das Wehen? Ich erinnerte mich daran, dass in einem der von mir mit großer Vorfreude gelesenen Schwangerschaftsbücher stand, dass ein Bad Linderung verschaffen würde. Ich legte mich in die mit lauwarmem Wasser gefüllte Wanne und verdrückte mit nur noch halb so viel Appetit ein Sulzpastetchen. Linderung verschaffte das Bad indes nicht. Ich versuchte mich abzulenken und legte die am frühen Morgen gewaschene Wäsche zusammen. Doch es nützte nichts.

So entschied ich mich, den Arzt telefonisch zu kontaktieren, um nachzufragen, ob es sich tatsächlich um Wehen handeln könnte. Er meinte ganz locker: „Ihren Schilderungen nach zu urteilen — ja.“ Es folgte als Nächstes ein Telefonat mit meinem Mann, er solle den nächsten Zug nehmen, sein Kind wolle auf die Welt kommen. Ich wies ihn zudem an, er solle mir sogleich ein Taxi nach Hause bestellen. Ich weiß nicht, ob ich die Adresse noch hätte durchgeben können. Gefühle von Schmerz und Vorfreude, Unsicherheit und Erleichterung, Angst und Unglaube wechselten sich blitzschnell ab.

Die wenigen Minuten, die ich auf die Ankunft meines Taxis warten musste, empfand ich als Ewigkeit. Das Ziehen im Bauch wurde mit jeder Minute stärker und schmerzhafter. Endlich kam mein Abholservice und brachte mich auf dem angeblich schnellsten Weg ins Geburtshaus nach Basel. Der Fahrer muss wohl gespürt haben, dass es mir nicht gut ging. Er quasselte unaufhörlich von seinen Töchtern und deren Geburten. Ich versuchte zwar möglichst höflich zu bleiben, doch nach Small Talk war mir definitiv nicht mehr zumute. Im Spital erwartete man mich. Bevor ich jedoch einen Gebärsaal beziehen dürfe, müsse ich ein paar Formulare ausfüllen, hieß es. Mir platzte fast der Kragen. Ich krümmte mich vor Schmerzen und sollte tatsächlich noch Unterlagen unterschreiben? Dies kam mir in Anbetracht der Tatsache, dass ich schon seit einigen Monaten für die Geburt angemeldet war, völlig daneben vor. Wahrscheinlich war ich auch nicht mehr wirklich freundlich und habe den Angestellten kurz und bündig mitgeteilt, dass sie mich jetzt in ein Bett bringen sollten und mein Mann oder ich diesen Papierkram später erledigen würden. — „Ich werde schon nicht davonlaufen!“ — Das half.

Über ein Wirrwarr von Treppen und Gängen wurde ich in ein Gebärzimmer gelotst. Später konnte ich mich weder daran erinnern, wo es lang ging, noch wie ich es geschafft hatte, den Weg zu Fuß zurückzulegen.

Irgendwann lag ich auf weißen Lacken und atmete wie nach einem Hundertmeterlauf. Die Schmerzen waren unglaublich und das erste und bisher einzige Mal im meinem Leben wünschte ich mir, in Ohnmacht zu fallen und erst wieder aufzuwachen, wenn die Schmerzen vorüber wären.

Drei Hebammen kümmerten sich um mich. Die Damen stellten etwas überrascht fest, dass ich Sturmwehen hatte. *Sturmwehen* bedeuten, dass sich eine Wehe an die Nächste reiht — ohne Pause. Dies ist nicht nur schmerzhaft für die Gebärende, sondern erlaubt auch dem ungeborenen Kind keine Pause. Dies wiederum bedeutet, dass das ungeborene Lebewesen keine Chance hat das Licht der Welt zu erblicken und der dadurch entstehende Stress sein Leben gefährdet. Die Geburtshelferinnen meinten, sie müssten wohl meinen Arzt kontaktieren, um nachzufragen, was sie jetzt machen sollten. Ich schrie sie an, sie sollten mir endlich etwas gegen die Schmerzen geben. — Ich ertrage viel, aber dieser Schmerz war

übermächtig. Zuerst müsse Herr Meierhans sein Einverständnis geben, hieß es.

„Dann gebt mir diesen Zettel, ich unterschreibe! Doch macht etwas!“

„Es tut uns leid, aber wir müssen da den ordentlichen Weg gehen.“

Ich weiß nicht, wie viel Zeit verstrich — es war sowieso viel zu viel — bis es plötzlich hieß, man dürfe mir eine PDA (Periduralanästhesie — eine Betäubung durch eine Spritze in die Wirbelsäule) verabreichen.

„Wow, endlich! Macht schon!“

Das dürfe nur eine Fachperson für Anästhesie durchführen und die sei gerade in einer Operation beschäftigt, hieß es nun. Ich glaubte, ich spinne. Es hieß weiteratmen und beten.

Plötzlich öffnete sich die Tür und mein Mann kam herein. Ich bin mir nicht sicher, ob ich ihn in diesem Moment nicht lieber auf den Mond geschossen hätte, denn für ihn hatte ich keine Nerven. Zudem trug er eine gemusterte Krawatte — absolut modisch zu jener Zeit, doch für meinen Zustand furchtbar. Statt ihn zu begrüßen, schrie ich ihn an, er solle diesen *doofen Bündel um den Hals* sofort ablegen. — Nein, gab keine Ehekrise; als alles vorüber war, habe ich mich für mein Benehmen entschuldigt und heute lachen wird darüber.

Etwas später traf endlich die Narkoseärztin ein. Eine nette Dame, die mich noch über Risiken und Nebenwirkungen aufklärte. Endlich bekam ich, wonach ich mich sehnte und nach etlichen Stunden konnte ich das erste Mal wieder ruhig, in normalem Rhythmus atmen. Ich hatte Zeit mich umzusehen und kurz zur Ruhe zu kommen.

Dann traf mein Gynäkologe ein. Er sah sich die ganze Sache in Ruhe an und wartete. Es verstrich mehr als eine Stunde, bis ihn eine Hebamme darauf aufmerksam machte, dass er sich vielleicht umziehen sollte, da es jeden Moment so weit sein konnte mit der Geburt. Irritiert stand er auf und verschwand. Nach einer Weile kam er tatsächlich in spitalüblicher Kleidung zurück. Mein Mann und ich machten uns schon unsere Gedanken und fragten uns, ob es wohl das erste Mal sei, dass dieser nette Herr einem Kind auf die Welt half.

Die Amusements gingen weiter. Das anwesende Personal erkundigte sich bei Herrn Meierhans, wie er wohl gedenke dieses Kind zu holen. *Zu holen?*

— *Die Zeit wird es schon selber bringen*, oder so ähnlich muss in diesem Moment wohl durch den Kopf des Halbgottes in Weiß gerauscht sein. Wieder verstrichen ein paar Minuten, die er vermutlich nutzte um seine Gedanken zu ordnen, um schließlich die Entscheidung zu treffen, dass er Werkzeug brauche. Werkzeug? In welcher Werkstatt waren wir denn da gelandet? Eine Zange! Ah, eine Zange. Er bekam das Gewünschte von den Hebammen und wollte zwei steril verpackte Teile zusammensetzen. Dies gelang nicht und in diesem Moment fragte ich mich endgültig, wer da vor mir saß. Ein Arzt? Eine studierte Person? Zu meiner Erleichterung stellte sich heraus, dass beim Verpacken der Zangen ein Fehler unterlaufen war und tatsächlich zwei gleiche Teile zusammen verpackt wurden, die nicht aufeinander passten. Es folgte ein zweiter Versuch. Es gelang. Nun konnte es ans Werk gehen.

Sechs Stunden später, um 20.17 Uhr war es dann soweit. Bastian erblickte das Licht der Welt. Ein kurzer Schrei und dann riss er die Augen auf.

Das kleine Lebewesen wurde mir auf den Bauch gelegt und ich war unendlich glücklich. Alles war dran! Welch kleine Hände und Füße ... aber was für einen großen Kopf dieses Kerlchen da hatte. Ich war ganz stumm, doch in mir tobte es. Was für ein Wunder war da geschehen?

Für die nächsten Schritte wäre ich am liebsten aufgesprungen, doch diese blieben meinem Mann und den Hebammen vorbehalten. Ein erstes Bad, wiegen und messen: 3750 Gramm, 51 Zentimeter, Kopfumfang 41 Zentimeter. Er wurde angezogen und dann war Fototermin.

Dutzende Fotos von Füßen, Händen sowie Porträts wurden geschossen. Wir brauchten diese Bilder für die geplante Geburtsanzeige. Mein Mann hatte die glorreiche Idee, unserem Sohn seine erste Identitätskarte zu verpassen. In A5-Format wurde diese an unsere Freunde, Verwandten und sonstige Interessierte versandt. Selbstverständlich nur mit dem einen Ziel, möglichst viele Geschenke zu kriegen ...

Nun gut, die Geburt war vorüber, die ersten Glücksgefühle verflogen, der Alltag konnte beginnen. Aus diesem Grund sollten wir den Gebärsaal gegen ein normales Spitalzimmer eintauschen. Wir hatten beschlossen, dass ich vier Tage diesen Hotelservice genießen würde, um anschließend fit und

ausgeruht nach Hause gehen zu können. Doch bevor wir zu dritt diesen Zimmerwechsel vollziehen durften, nahmen die Hebammen — eine nach der anderen — unseren Sohn auf die Arme und jede machte eine Bemerkung: „Ein außergewöhnlicher Junge!“ — „Was für ein hübsches Baby!“ — „Welch aufmerksames Wesen!“ Mein Mann und ich hörten diese Sätze und waren stolz, waren wir doch gleicher Meinung. Doch wirklich ernst nahmen wir die Worte nicht. Wir taten sie mit dem Gedanken ab, dass das wohl über jedes Neugeborene gesagt würde. Kleine Kinder ziehen magisch an und den sowieso schon stolzen Eltern bereitet man so eine Freude.

Dann tauschten wir die vier Wände. Unser Sohn nahm unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Das erste Mal hatten mein Mann und ich die Gelegenheit, für ein paar Minuten mit dem Neugeborenen alleine zu sein. Wir genossen das. Doch langsam meldeten sich Bastians Bedürfnisse. Das erste Mal gab ich ihm die Brust. Ein enges, vertrautes Gefühl zwischen Sohn und Mutter, auch wenn bei diesem ersten Versuchen noch nicht viel Milch in den Magen des hungrigen Kerlchens zu fließen schien. Noch klappte es nicht ganz ohne Probleme.

Spät in dieser Nacht verabschiedete sich mein Mann, um zu Hause ein paar Minuten Schlaf zu bekommen. Er borgte sich meinen Hausschlüssel, denn vor lauter Aufregung hatte er den seinen im Büro liegen gelassen. Wir vereinbarten, dass Manuel am kommenden Abend wieder nach uns sehen würde — er wollte die vier Tage, die ich im Spital zubrachte arbeiten, um anschließend 14 Tage Urlaub zu nehmen.

Bastian war in ein kleines Bettchen mit Rollen gebettet und so schob ich ihn ganz dicht an mein Bett heran. Er schlief ohne nennenswerte Probleme und meldete sich nur einmal in jener Nacht, weil er Hunger hatte.

Der nächste Morgen kam schnell und geschlafen hatte ich nicht wirklich. Zu aufgewühlt und zu glücklich war ich. Zudem gab die Geburt mir einen echten Adrenalinschub, sodass ich kein Schlafmanko verspürte. Gebannt sah ich ins kleine Bett neben mir. Friedlich und zufrieden — gerade so, als ob nichts in der Welt ihn erschüttern könnte — lag Bastian auf der Seite und schlief. Ich beobachtete ihn und stellte fest, dass er einen unglaublich

großen Hinterkopf hatte. Sonst fand ich ihn einfach nur herzig, toll, zum Anbeißen und war total in das kleine Wesen vernarrt.

Während ich in meinen Gedanken versunken war, öffnete sich die Zimmertür und mein Mann stand wieder da — mit kleinen Augen, die strahlten. Er hatte nicht bis zum Abend warten können, er wollte uns sehen. So stolz war er, der frischgebackene Vater.

An diesem Vormittag kam eine Schwester nach der anderen in mein Zimmer. Zu Beginn überlegte ich mir noch, dass da enorme Kosten im Gesundheitswesen gespart werden könnten, denn nicht jede Person hatte wirklich viel mit meinem Sohn, mir oder dem Zimmer zu tun. Doch schnell merkte ich, dass es sich hier um ein regelrechtes *Babywatching* handelte. Ich begriff zwar nicht, warum alle so entzückt waren, duldeten aber die Besuche ohne zu murren, denn schließlich war da ja ein klein wenig Mutterstolz.

Bastian wurde an diesem Morgen von einem Kinderarzt des Spitals untersucht. Der Herr konnte nichts Außergewöhnliches feststellen und notierte auf seinem Formular: *Alles in Ordnung*. Darüber war ich sehr erfreut und erleichtert, denn ich litt im Vorfeld der Schwangerschaft über zehn Jahre lang an Magersucht und hatte Angst, dass mein Kind dadurch Schaden nehmen könnte.

Am Nachmittag dieses Dienstages ging der Besucherstress weiter. Allerdings waren es dann die ersten persönlichen Schaulustigen: Verwandte, die Bastian die Ehre erwiesen.

In der zweiten Nacht merkte ich, dass ich müde war. Bastian hingegen fand, man könne die Nacht zum Tag machen und war die ganze Zeit wach. Irgendwann nach Mitternacht — mir fielen die Augen im Sitzen zu — befasste ich mich ernsthaft mit dem Gedanken, ob ich Bastian wohl auf die Station geben sollte. Für so was war ich ja schließlich im Spital. Die Nachtschwestern würden für ein paar Stunden einen Blick auf das junge Lebewesen haben und ich mich erholen. Die Gedanken überschlugen sich in meinem Kopf: *Bin ich dann nicht eine Rabenmutter? — Mir geht es ja*

gut! — Sei nur keine Mimose, zu Hause musst du auch selber klarkommen! — Ja, aber jetzt hätte ich noch die Möglichkeit. — Nein, das tut man nicht!

Ein erstes Mal zerriss es meine Muttergefühle. In aller Erschöpfung begannen mir die Tränen über die Wangen zu laufen. Ich brauchte jemanden, mit dem ich reden konnte — mitten in der Nacht. Kurzerhand wählte ich unsere Telefonnummer und weckte meinen selber übermüdeten Mann, was gleich einen neuen Schub von schlechtem Gewissen auslöste. Er unterstütze mich bei der Idee, Bastian den Schwestern zu geben. Nur so würde ich Ende der Woche das Spital einigermaßen ausgeruht verlassen können.

Schweren Herzens und aus Vernunftsgründen klingelte ich und übergab Bastian der Obhut Fremder. Im Nachhinein war dies eine gute Entscheidung.

Die Tage im Spital vergingen wie im Flug. Bastian war mehr oder weniger die ganze Zeit wach, ruhig und zufrieden. Einzig mit der Nahrungsaufnahme klappte es noch nicht ganz. Ich schien zu wenig nahrhafte Milch zu haben und so war der Appetit des Jungen jeweils nur für kurze Zeit gestillt. Damit er nicht hungern musste, versuchte ich ihn mit ein paar Löffeln eines kohlenhydratangereicherten Fencheltees zu füttern. Doch das mundete nicht. Nebenbei konnten Bastian und ich uns aneinander gewöhnen, den Umgang üben und vor allem die Scheu verlieren, dass bei einem so feinen Wesen etwas in die Brüche gehen könnte, wenn man es anfasst.

Endlich war Freitag. Ein letztes, erfrischendes Bad und eine abschließende kinderärztliche Untersuchung standen an. Alles war in Ordnung und so konnte es nach Hause gehen. Möglichst schnell wollte ich raus aus den Spitalmauern, doch der Weg zum Ausgang wurde beinahe zum Spießrutenlauf. Jeder und jede — wobei die weiblichen Personen eindeutig in der Überzahl waren — wollte sich von unserem Wonnepropen verabschieden. Langsam begannen mein Mann und ich uns zu fragen, was das Ganze sollte. Wir fragten nach, ob eine solche Verabschiedung üblich sei. Die Antwort überraschte uns: Bastian sei ein ganz spezielles Kind. Was

genau mit *speziell* gemeint war, konnten wir leider nicht in Erfahrung bringen.

Bastian war während dieser Abschlusszeremonie die ganze Zeit über hellwach und es schien ihm überhaupt nichts auszumachen, nein, er schien es zu genießen. Dass Bastian oft wach war, war mir schon in den vergangenen Tagen aufgefallen. Entgegen den Berichten in den Nachschlagewerken, schlief unser Spross pro Tag — wenn es hochkam — zehn Stunden. Die restliche Zeit sah er mit weit aufgerissenen Augen umher, gerade so, als würde er alles sehen, aufnehmen und beim Schlafen etwas verpassen.

Die ersten Tage zu Hause

Nach einer kurzen Autofahrt kamen wir zu Hause an. Ich freute mich riesig auf die eigene Wohnung, auf die Ruhe, die Gemeinsamkeit als Familie und darauf, wieder etwas unternehmen zu können und mich endlich wieder bewegen zu dürfen. Zum Joggen war es noch etwas früh, doch zügiges Gehen — mehr als nur in den Spitalgängen hin und her — das war schon mal was.

Bastian nahm den Ortswechsel gelassen hin. Mein Mann hielt ihn — wie eine zerbrechliche Puppe oder eine gewonnene Trophäe — voller Ehrfurcht in seinen Armen und war ganz angetan vom Werk der Natur. Bastian seinerseits genoss die Nähe sichtlich. Auch von seinem neuen Zuhause schien er angetan. Obschon vermutlich nicht viel von diesen Erlebnissen für sein restliches Leben hängen blieb, riss Bastian die Augen auf und begutachtete an den Wänden in seinem Zimmer viele verschiedene Hampelmänner.

Daraufhin fand ich, dass ich einen weiteren Tapetenwechsel ertragen und gerne unseren Kühlschrank mit Inhalt bestücken würde. Wir packten unseren Nachwuchs ein und begaben uns auf Einkaufstour ins nahegelegene Einkaufszentrum.

Wir waren mit Bastian ab dem ersten Tag zu Hause aktiv und unterwegs. Gerne unternahmen wir jeweils Spaziergänge in die Stadt oder über Felder und Wiesen. Da ich stillte, war die Nahrungsversorgung für Bastian stets gewährleistet. Ich fühlte mich damit unabhängig und frei. Zudem klappte das Stillen inzwischen ganz gut. Einzig der Rhythmus war eine Sache für sich: Jedes Mal, wenn ich das Gefühl hatte einen Rhythmus zu haben, fand Bastian, die Rhythmen seien da, um verändert zu werden.

Für unsere Aktivitäten hatten wir uns im Vorfeld ein Tragetuch besorgt, das uns nun einen tollen Dienst erweisen sollte. Der Kinderwagen diente eigentlich nur zum Joggen und für den Fall, dass eine andere Person mit dem Jungen unterwegs war. Für uns hatte das Herumtragen von Bastian nichts mit Verwöhnen zu tun, im Gegenteil. Auf der einen Seite betrachteten wir es als etwas völlig Natürliches — das machen uns die Affen doch vor — auf der anderen Seite fanden wir es die einfachste Variante ein Kind zu transportieren. Bastian fühlte stets unsere Körpernähe, die Geborgenheit, sah von Beginn weg alles aus senkrechter Perspektive und es hatte zu guter Letzt den tollen Nebeneffekt für mich, die Hände freizuhaben.

In diesen ersten Tagen zu Hause lief mit Bastian alles problemlos. Er war ein auffällig ruhiges Kind. Ich hatte mich in der Schwangerschaft genau auf das Gegenteil eingestellt, sodass ich es jetzt umso mehr genoss. Der kleine Mann weinte nur, wobei es eigentlich mehr ein Wimmern war, wenn er Hunger hatte. Ansonsten weinte er genauso wenig wie er schlief.

2 Wochen

Zwei Wochen nach der Geburt holten wir das erste Mal das Fahrrad hervor. Zur Geburt hatten wir uns einen Fahrradanhänger angeschafft, mit dem wir in den kommenden Jahren noch unzählige Kilometer zurücklegen sollten. Bevor wir starten konnten, mussten wir mit Span-Sets den Kindersitz fixieren, denn zu jener Zeit waren Fahrradanhänger noch nicht für ganz kleine Kinder gedacht. Die erste Ausfahrt gefiel Bastian allerdings nicht

sehr. Sein Magen entleerte sich — leider in die falsche Richtung. Ob es am Gerüttel, an der Wärme oder an etwas Unbekanntem lag — wir werden es nie erfahren. Doch da es sich bei diesem *Unglück* um das einzige dieser Art handelte, gingen wir davon aus, dass Bastian das Anhängerfahren nicht schaden würde. Dies wurde später durch Plappern und Singen bestätigt. Für mich war dieses Transportmittel der absolute Traum: Schnell, unabhängig, an der frischen Luft und mit viel Bewegung — was wollte ich mehr? Fortan ging es von A nach B per Fahrrad und dann weiter im Tragetuch. Zwischendurch stieg ich auch einmal in die öffentlichen Verkehrsmittel.

3 Wochen

Drei Wochen nach der Niederkunft schaffte es Bastian, seinen Kopf selbstständig zu heben, wenn er auf dem Bauch lag. Ab sofort brauchten wir sein Haupt nicht mehr ständig zu stützen. Wir entschieden uns deshalb, Bastian andersherum im Tragetuch zu tragen. Das heißt, der kleine Mann sah sich von unserer Brusthöhe aus die Umwelt an. Da es zudem in den klimatischen Zonen, in denen sich die Schweiz befindet, nicht immer sommerlich warm ist und die Temperaturen ab und an das Tragen wärmerer Kleidung erfordern, trugen wir Eltern jeweils eine große Jacke und schlossen diese über dem Tragetuch. Somit musste unser kleiner, bereits ziemlich kräftiger Nachwuchs draußen nicht frieren und wir mussten ihm nicht jedes Mal mehrere Kleiderschichten an- und ausziehen. Das Bild, das sich da bot, glich einem Känguru — ist doch bei diesen Tieren von den Jungen auch des Öfteren nur der Kopf über dem Beutel der Mutter zu sehen. Bastian streckte seinen Kopf betont nach vorne, sodass er das Geschehen um sich herum gut aufnehmen konnte. Dieses Bild schien die Mitmenschen zu beeindrucken oder zu amüsieren, bescherte es uns doch viele Kommentare.

4 Wochen

Nach den ersten vier Wochen besuchte ich gleich dreimal — nämlich das erste, einzige und letzte Mal zugleich — die Mütterberatung in unserem Dorf. Ich dachte damals, dort vielleicht etwas lernen zu können.

Die Beraterin wog unseren Sohn und sah ihn sich an. Ihr Kommentar: „Alles in der Norm.“ Was das auch immer bedeutete. Allerdings habe sie noch nie ein so kleines Kind mit einem derart großen Kopf gesehen! Ich war zufrieden und ernüchtert zugleich.

Da Bastian sehr wenig schlief, war ich dankbar, dass sich Bastians Großmutter väterlicherseits — Großmutter — ab und zu anbot, den Kleinen zu hüten. Sie rief immer wieder unaufgefordert an und fragte nach, ob ich gerade gestillt hätte, sie käme vorbei, um die nächsten paar Stunden mit ihrem Enkel zu verbringen.

Zum einen wollte ich meiner Schwiegermutter den Gefallen tun, dass sie ihren Enkel oft sehen durfte — ich erhoffte mir dadurch eine tolle Beziehung zwischen den beiden — und zum anderen fand ich das großartig, denn so blieb mir zwischendurch Zeit, die alltäglichen Dinge zu erledigen — den Haushalt nämlich.

Mit dem Tag der Aufgabe meines Bürojobs wurde ich automatisch *Hausfrau*. Gegen diese Bezeichnung lehne ich mich seither energisch auf, denn ich bin Mutter — mein Hausfrauen-Dasein läuft nebenher. Die meiste Zeit verbringe ich bis heute mit der Aufgabe, meinem Sohn eine gute Mutter zu sein, damit ich ihm möglichst vieles mit auf seinen Lebensweg geben und für ihn da sein kann, wann immer er mich nötig hat.

Ich genoss die Zeit ohne Bastian jeweils unter anderem mit Sporttreiben und Ruhen. Da mein Sohn sehr wenig schlief, legte ich mich, wenn ich alleine war, gerne für ein paar Minuten schlafen. Im Gegensatz zu meinem Sohn brauchte ich einige Stunden Schlaf, um das Leben genießen zu können. Bastian hingegen erwachte gerne und oft nachts und wollte dann nur schwer begreifen, warum er sogleich wieder einschlafen sollte. Das Leben war doch dazu da, um etwas zu entdecken. Nicht selten schritt ich

nachts mit dem Kleinen auf den Armen und mit leiser Stimme summend die Räume unserer Wohnung ab.

Damit ich in der Nacht zu möglichst viel Schlaf kam, legten mein Mann und ich uns ein System zurecht. Bis ein Uhr in der Frühe war *Papa-Zeit*. Das heißt: wenn Bastian bis dahin nicht schlief, trug Manuel seinen Sohn herum und zögerte auch die Nahrungsaufnahme möglichst lange hinaus. Ungesüßter Tee, Wasser oder an *Papas Finger lutschen* erwiesen sich als hilfreiche Tricks. Um ein Uhr legte sich dann mein Mann hin und schlief so tief, dass auch zehn schreiende Bastians ihn nicht mehr aufgeweckt hätten und ich übernahm den Jungen.

5 Wochen

Fünf Wochen dauerte es und dann schlief Bastian in der Nacht fünf Stunden ohne Unterbruch. Meine Nächte wurden damit etwas geruhsamer. Doch nach diesen fünf Stunden fand Bastian jeweils, dass genug geschlafen sei. Und erstaunlicherweise reichten ihm diese fünf Stunden tatsächlich bis zum Mittag aus. Nach einer Mahlzeit in Milchform, schlief er noch einmal ungefähr eineinhalb Stunden. Das war es dann! Das heißt, Bastian schlief zu jener Zeit insgesamt ungefähr sechs bis sieben Stunden pro Tag.

Zur selben Zeit stellten wir fest, dass Bastian, wenn wir mit ihm auf dem Sofa oder dem Boden saßen, unbedingt stehen wollte. Fortwährend suchte er mit seinen Füßen den Kontakt zum Boden. Wir sprachen diese Erscheinung bei einer Routinekontrolle bei Bastians Kinderarzt an. Er tat dies mit der Erklärung ab, es handle sich um Reflexe, die sich *verwachsen* würden. Wir gaben uns damit zufrieden, genossen es aber, mit welchem Willen und Krafteinsatz dieser junge Mensch aufrecht zu sein versuchte.

6 Wochen

Etwas mehr als einen Monat war Bastian nun auf der Welt. An einem schönen Sonntagvormittag Anfang September wurde er in der katholischen

Kirche Oberwil — im Beisein seiner Eltern, Großeltern sowie den Paten — vom ortsansässigen Pfarrer auf den Namen *Bastian* getauft. Das anschließende Essen durften wir alle zusammen bei Bastians Großeltern väterlicherseits einnehmen. Die tollen, teils mit unglaublicher Liebe selbst hergestellten Geschenke erfreuten Bastian — wenn auch erst später in seinem Leben.

Bereits zur damaligen Zeit unternahmen wir mit Bastian immer wieder und gerne Ausflüge. So besuchten wir die Großeltern mütterlicherseits am Thunersee, reisten nach Zürich, Lugano oder Genf. Um von einem Ort zum anderen zu gelangen, bevorzugten wir den Zug. Autofahren war ein Graus. Solange Bastian im Wagen schlief, war die Welt zwar in Ordnung, doch wehe, er wachte vor der Ankunft auf. Ich glaube, alle anderen Verkehrsteilnehmer hätten wegen Lärmbelästigung die Polizei gerufen. Zetermordio schrie unser Junge — ja, er konnte tatsächlich schreien.

7 Wochen

Bastian war gerade einmal ein paar Wochen alt, als wir seinen Kinderarzt, Herrn Fäller, ein erstes Mal wegen einer Krankheit aufsuchen mussten. Bastian litt ein paar Tage lang an einer starken Erkältung und die Augen wiesen einen eitrigen Ausfluss auf. Der Doktor diagnostizierte eine Mittelohrentzündung. Eine solche komme bei Säuglingen öfters vor. Bastian hätte sicher die letzte Nacht laut geweint oder gar geschrien, denn diese Erkrankung sei sehr schmerzhaft. Geschrien? Keinen außergewöhnlichen Ton hatte er von sich gegeben. Etwas unruhig geschlafen vielleicht, aber sonst? Meinem Schlafbedürfnis sollte es recht gewesen sein. Der Arzt verordnete Antibiotika.

Kaum hatte sich Bastian von seiner ersten Mittelohrentzündung erholt, zeigten sich wieder die gleichen Krankheitssymptome. Das Spiel begann wieder von vorne und es schien kein Ende zu nehmen. Bastian erkrankte — Arztbesuch — Antibiotika — Genesung — zwei Wochen Ruhe — Bastian erkrankte — Arztbesuch und so weiter.

Beim vierten oder fünften Mal fragte ich Bastians Kinderarzt, ob das normal sei. Das könne bei Säuglingen schon vorkommen und verwachse sich irgendwann, meinte er. Wir glaubten dem Fachmann und verfuhrten weiter wie bisher. Den ganzen Fortschritten in Bastians Entwicklung tat das medizinische Kabarett indes keinen Abbruch.

Mit acht Wochen war mein Sohn ein Sonnenschein. Unaufgefordert schenkte er seiner Umgebung sein gewinnendstes Lächeln. Er schien zu verstehen, wie man den Charme einsetzen muss und machte sich so fast nur Freunde.

Wenn er nicht schlief, aß oder unterwegs war, spielte Bastian mit seinen Extremitäten. Hände und Füße waren etwas Faszinierendes. Auch alles Farbige bereitete ihm Freude und ebenso Dinge, die durch die Luft geworfen werden konnten. Die Erdanziehung testete er jeweils während der Mahlzeiten. Da Bastian so früh den Kopf selbstständig halten konnte, setzte ich ihn bereits in einen Kindersitz, den ich mit einem Lammfell gepolstert hatte. Er sah mir beim Kochen zu und ich erzählte, was ich tat — und dabei gab ich ihm öfters einen Kochlöffel in die Hand. Dieser wurde dann mit Vorliebe auf den Boden fallen gelassen und dazu gekreischt.

2 Monate

Die Tage vergingen. Jede Stunde versuchte ich zu genießen, denn ich wusste, diese Zeit würde nie wieder zurückkommen. Ich stillte weiter, doch die Milch als einzige Nahrungszufuhr reichte dem jungen Herrn bald nicht mehr aus. Er wollte mehr. Er schrie nie, doch er saugte mit einer Intensität an der Brust, dass ich spürte, dass diese Mahlzeiten nicht genügend Energie hergaben. Nach zwei Monaten versuchte ich — allen Berichten und Ratschlägen zum Trotz — Bastian die erste zerdrückte Banane, mit Muttermilch angereichert, zu verfüttern. Ja, ich kam mir tatsächlich vor wie im Affenhaus. Das Warten auf das *Futter* löste bei Bastian affenähnliche Laute aus. Er verschlang das Mus mit tierischem Appetit und verlangte gleich Nachschub. Er hatte im Nachhinein keine Probleme mit diesem

neuen Essen, sodass wir die Banane fix in unseren Menüplan integrierten. Darauf begannen wir wöchentlich etwas Neues dazuzunehmen. Als Erstes vermischten wir es jeweils mit Altbewährtem, um es bei guter Verträglichkeit alleine zu verabreichen. Auf die Bananen folgten Äpfel, dann Karotten, Kartoffeln und nach sechs Monaten aß Bastian alles mit Ausnahme von Zwiebeln. Das war toll. Selbstverständlich gab es zu dieser Zeit alles püriert — fehlten doch die Zähne. Und so kam es, dass ich exakt sieben Monate nach Bastians Niederkunft mein Leben als *Milchkuh* einstellte.

Ich habe die Stillzeit sehr genossen. Die Nähe, die Zweisamkeit sowie die praktischen Vorteile waren unglaublich schön und ich möchte dies nicht missen. Aber so wie alles im Leben sich ändert und wendet, waren für mich zweihundertfünfzehn Tage stillen genug.

Doch während ich stillte, passierte noch einiges.

3 Monate

Exakt drei Monate nach der Geburt schaffte es Bastian sich vom Bauch auf den Rücken zu drehen und ein paar Tage später gelang es ihm auch umgekehrt, das heißt vom Rücken auf den Bauch. Nichts war mehr, wie es einmal war. Plötzlich konnte sich Bastian vorwärtsbewegen — drehend. Wir sicherten aufgrund von Bastians neu gewonnener Mobilität alle Steckdosen. Was den Rest betraf, waren wir uns einig, dass zu einem Leben Erfahrungen dazugehören. Dennoch waren die Augen nun noch öfter auf Bastian gerichtet.

Ich genoss die Zeit mit Bastian. Zwischenzeitlich hatte ich wieder begonnen Schwimmunterricht zu erteilen. Dies tat ich schon seit Jahren. Zuerst als Nebenbeschäftigung zum Beruf, und nun als Beschäftigung neben dem Kind. Entweder nahm ich Bastian zum Unterricht mit und gab ihn einer Kollegin in Obhut, deren Mädchen ich unterrichtete, woraus eine tolle Freundschaft entstand, oder Bastian verbrachte die Zeit bei seiner

Großmutter. Wenn ich *Aqua-Fit* unterrichtete, tat ich dies am Abend und spannte meinen Mann für die väterlichen Pflichten ein.

Ansonsten hatte ich Zeit für meinen Sohn. Viel Zeit, die ich intensiv mit ihm verbrachte. Zoobesuche, Ausflüge jeglicher Art, Malen, Spielen, Basteln (bereits in diesen jungen Tagen) waren mir ein Vergnügen. Zudem sprach ich viel mit ihm. Ich erklärte ihm alles und vermied dabei ganz bewusst die in der Schweiz so verbreitete *Lili*-Sprache (Diminutiv: Kuhli, Hundli, Breili ...). Zudem gab ich allem den richtigen Namen. So war ein Hund immer ein Hund und nie ein Wauwau.

Bei uns gab es nie schlechtes Wetter. Jeden Tag, ob nun die Sonne schien, der Regen auf die Erde niederprasselte oder Schnee und Kälte unsere Landschaft verzauberten, verbrachten wir mehrere Stunden an der frischen Luft und dies meist zweimal am Tag. Was ich hingegen überhaupt nicht mochte, war mit anderen Müttern spazieren zu gehen oder mit ihnen auf einem Spielplatz zu sitzen. Gerne nahm ich weitere Kinder mit auf unsere Ausflüge. Doch Müttergetratsche war nichts für mich. Ich hatte kein Interesse daran, meinen Sohn mit anderen zu vergleichen oder ihn allenfalls noch in ein besseres Licht stellen zu müssen, damit ich mithalten konnte. Irgendwie würde Bastian seinen Weg machen.

Wenn ich dennoch jemandem begegnete oder aus sozialem Anstand einen Ausflug mit einer — dieser zum Teil anscheinend leidgeplagten — Mutter machte, bekam ich ständig zu hören, was ich für einen tollen, aufgeweckten, hübschen Jungen hätte. Und: „Er ist doch schon viel älter, als du behauptest.“

Bei unseren Ausflügen fuhren wir ab und zu mit der Tram. An ein Erlebnis kann ich mich besonders gut erinnern: In der Straßenbahn nahm ich Bastian aus dem Tragetuch auf meinen Schoß und ließ ihn seinen *Reflex* des Aufstehens ausleben. Sein zum Stehen war ungebrochen. Wir saßen, beziehungsweise standen also in der Tram, als sich eine ältere Dame neben uns setzte. Sie sprach uns an: „Aus diesem Jungen wird einmal ein ganz, ganz Schlauer.“ Irritiert sah ich die Dame an. „Dieser große Hinterkopf — das haben nur die Schlaunen!“